

## **Für Besucher ist die Oper ein zweistündiges Erlebnis, für einen Chordirektor eine Lebensaufgabe**

**Thomas Lang, Chordirektor der Wiener Staatsoper, lebt zwischen Proben und Aufführungen und ist trotz weniger Ruhephase an einem 12stündigen Arbeitstag ein in sich ruhender Pool zwischen all den aufgeregten Sängern. Sein beruflicher Werdegang zeichnet keine Umwege, allerdings fordert seine Professionalität ausgesucht wenig private Momente.**

Wenn Thomas Lang morgens um 9 Uhr durch die tageslichtarmen Flure des Theaters läuft, kommt es ihm jedes Mal so vor, als ob sich der vorherige Tag gerade eben wiederholt. Um diese Zeit beginnt die tagesübliche Hektik - dort eine Ballerina, die seinen Weg kreuzt, im rechts abgehenden Gang Bühnenarbeiter, die in Richtung des Kellers verschwinden, und auf der Treppe ein Chorsänger von ihm, der sich vor der Probe noch beeilt, um sich mit befreundeten Kollegen in der Opernkantine zu treffen. Viele dieser Gesichter hatte er kurz nach 23 Uhr zuletzt gesehen und in den Feierabend verabschiedet. Es ist zu spüren, dass er an der Oper willkommen ist. Es fallen untereinander trotz der Kürze der nächtlichen Ruhephase freundliche Worte gepaart mit humorvollen Kommentaren, und seine Batterien scheinen genug aufgeladen zu sein, um wieder miteinander arbeiten zu können.



*Thomas Lang in seinem Büro*

In der Zeit vor den Proben liest er E-Mails, bespricht sich mit seinen Assistent/Innen über den Einsatz von einzelnen Chormitgliedern und

entscheidet meist ohne größere bürokratische Wege was bei Problemen wie längeren Absenzen zu unternehmen ist. Er schätzt es sehr, dass man ihn in Wien als Chordirektor wahrnimmt und dass seine Worte hier etwas zählen. Das hat er in der Vergangenheit anders erlebt, woran er sich bis heute nicht gerne erinnert.

Nach der Erledigung der administrativen Arbeiten bleibt ihm meist noch etwas Zeit für einen Kaffee und davon trinkt er im Laufe des Tages viele. Am liebsten bestellt er sich eine Mélange nach Wiener Kaffeehaus-Art. Während des Kaffees treten immer wieder Choristen an ihn heran und klären so in aller Kürze die eine oder andere Frage, die bis dato nicht bis zu seinen Assistenten vorgedrungen ist. Für besonders Wichtiges nimmt er sich mehr Zeit, aber das Meiste kann „zwischen Tür und Angel“ gelöst werden.

Dieses offene zwischenmenschliche Miteinander macht es sicherlich aus, dass es in Wien mit beiden Chören, für die er zuständig ist, sehr gut läuft. Es handelt sich dabei nicht um eine Zahl von vielleicht 40 Choristen, wie in vielen mittelständischen Häusern, sondern in Wien zählt alleine der Hauptchor 92 Leute und der Zusatzchor verfügt über einen Pool aus 140 Opernsängern.

Beobachtet man seinen Tagesrhythmus, der von ihm eine Anwesenheit von 9 Uhr bis mindestens 14 Uhr und wieder ab 18 Uhr bis 23 Uhr erwartet, könnte man als Außenstehender meinen, dass er sicherlich etwas vermisst, nämlich das „normale“ Leben. Selten bleibt ihm Zeit sich mit seinen Töchtern ausführlich über den Schulalltag zu unterhalten, denn kommen sie nach Hause, muss er bereits an die Oper zurück. Ein familiäres Abendessen ist einmal pro Woche möglich, in Vorbereitungsphasen zu Premieren ist allerdings damit zu rechnen, dass er sogar sieben Abende an der Oper ist. Für Außenstehende von Künstlerfamilien muss dies furchtbar klingen, für seine Frau und Kinder war und ist es absolut normal, sie kennen es nicht anders. Bei den Langs „*zählt die Qualität der gemeinsamen Zeit, nicht die Quantität*“.

Auf die Frage, ob die Musik schon immer einen so großen Stellenwert in seinem Leben eingenommen hat, erzählt der 1958 in Stuttgart geborene Thomas Lang offen, dass er sich bereits sehr früh ans Klavier im Elternhaus gesetzt hat. Es zeichnete sich bald eine musikalische Begabung ab, was nicht

heißen soll, dass er nicht auch sportlich war. Er spielte mit großem Einsatz und sogar Erfolg Handball, aber nachdem er zweimalig seinen kleinen rechten Finger gebrochen hatte, war das zwar kein Untergang für den Sport, aber unzutraglich für das Klavierspiel, so dass er den Sport für die Musik aufgab. Er hatte nie sonderlich unter dieser Entscheidung gelitten, es war keine Kopfsache oder durch seine Eltern beeinflusst, sondern ihm machte das Klavierspiel einfach viel mehr Spaß.

Auf dem Gymnasium war unübersehbar, dass *„ich Musik von allen Dingen, die ich schlecht konnte, immer noch am besten konnte“*. Er war gerade 17 Jahre, als er seinen ersten Chor übernahm. Sein Klavierlehrer, der den Männergesangsverein leitete, bei dem auch sein Vater sang, wollte sich zurückziehen. Man hätte meinen können, er sei nervös gewesen, als er den Männerchor zum ersten Mal leitete. Er verneint, denn *„sein Selbstwertgefühl war so stark, dass er keine Scheu dabei hatte“*. Im Nachhinein charakterisiert er sich als arrogant: *„Ich hatte keinen Respekt und war der festen Überzeugung, dass ich alles prima schaffe“*. Dass seine hohe Selbsteinschätzung praktisch überzeugte, folgerte, dass er nach und nach weitere Chöre übernahm.

Thomas Lang verbrachte schon während der Gymnasialzeit annähernd jeden Abend mit der Musik. Er hatte nicht das Gefühl etwas zu verpassen, wenn andere Altersgenossen ihre Freizeit mit Kino und in Discos verbrachten.

Die Musik nahm einen weit höheren Stellenwert ein, als er sich für ein Schulmusikstudium an der Stuttgarter Musikhochschule entschied. Während des Studiums lernte er den Chorleiter der Stuttgarter Oper kennen. Dieser Mann hatte ihm so sehr imponiert, dass er fortan wusste, dass er an die Oper wolle. *„In der Regel war ich bis neun, halb zehn an der Hochschule und hab geübt“*. Er schloss sein Studium, das ihn auch auf das Dirigieren von Orchestern und Chören vorbereitete, ab und hing noch ein Aufbaustudium zum Kapellmeister an der Uni Tübingen an. Er wollte für sein Ziel fundiert ausgebildet sein, da es bis heute nur wenige akademisch spezifizierten Ausbildungen zum Chorleiter gibt. Thomas Lang erklärt, dass der Chorleiter eigentlich ein *„Abfallprodukt“* aus zumeist Klavierspielern, die irgendwann nicht mehr Dirigieren wollten, oder aber aus Kapellmeistern, die keine Stelle

bekamen, sei. Für ihn ist das der Grund, dass es verhältnismäßig wenige für den Opernbereich geeignete Chorleiter gibt – allerdings stehen die Chancen für Fähige damit sehr gut.

Als Student sah er im Geld, das er für die Leitung der Laienchöre verdienen konnte, eine Art „*Wiedergutmachung*“ für die häufig schlecht besetzten Chöre. Oft hatte er das Gefühl sich abzuquälen, um aus den einzelnen Stimmen überhaupt etwas herauszuholen. Erst später realisierte er, dass die Zeit mit den Laiensängern eine sehr schöne war. Das menschliche Miteinander, das aller guter oder schlechter Musikalität vorging, war dort in einem Maße ausgeprägt, die man im Profifänger nur selten wiederfindet. Heute wird er nie mit Eiern aus privaten Hühnerställen oder mit selbstgebackenem Kuchen überrascht. Schmunzelnd, allerdings mit weit mehr Respekt als damals kommentiert er dies damit, dass man ihn auch bei Laune halten wollte.

Noch während des Studiums hat er 1988 bei einer Künstleragentur in Frankfurt für die neu zu besetzende Stelle eines Korrepetitors am Lübecker Theater vorgespielt; dass das sein einzig offizielles Vorspielen überhaupt bleiben würde, wusste er zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Er schloss im Juni des gleichen Jahres sein Aufbaustudium ab und konnte zum Saisonstart mit einer Festanstellung in Lübeck beginnen. In der Hansestadt traf es sich gut, dass er auch Chorleitung gelernt hatte, so hatte er schon bald die Gelegenheit stellvertretend den Chor zu führen. Es ist dem Zufall zuzuschreiben, dass ihm nach nur einem Jahr, Thomas Lang war knapp 31, die Leitung des Chors angeboten wurde, da der damalige Chordirektor seinen Platz räumte.

In Lübeck „*stimmte einfach alles*“. Seine Frau hatte er über eine Arbeitskollegin kennengelernt hat, was bei seinen Verpflichtungen schon damals nicht weiter verwunderlich war. Seine beiden Töchter kamen in der Hansestadt auf die Welt. Die Familie, der Flair der Stadt an der Ostsee und natürlich die gute Atmosphäre am Theater machten es ihm lange Zeit schwer, einem der zahlreichen Angebote anderer Theater zu folgen. Auch zögerte er, weil er in Lübeck Freiheiten hatte, beruflich wie privat, und einen Freundeskreis pflegen konnte. Nicht umsonst wurden es 11 Jahre mit viel guter Presse, bis er sich für einen Wechsel entschließen konnte.

1999 war die „*Verlockung eines bekannteren und größeren Hauses, mit einem anspruchsvolleren Programm und mehr Lohn so groß*“ geworden, dass er Lübeck für ein Engagement am Wiesbadener Staatstheater eintauschte. Es war ihm schon lange bewusst gewesen, dass er an ein größeres Theater müsse, um sich weiterzuentwickeln. Für Karriere gibt man allerdings Freiheiten auf, was beim strikten Probenplan in Wiesbaden der Fall wurde.

An Wiesbaden erinnert er sich ungern, denn das Führungsverständnis zwischen Chorleitung und Choristen war durch den „*unsäglichen Personalrat*“ negativ beeinflusst. Er hatte zahlreiche Diskussionen mit dem Hauptchor um die Einstudierung von Chorpässagen - dieser wollte nicht nach seinen Vorgaben singen. Auch hatte er erkannt, dass es Sozialfälle im Profichor gab, die eigentlich nicht mehr hätten singen dürfen, da sie nicht die Leistung erbrachten, die einen professionellen Sänger ausmachen. Die Tarifverträge ließen allerdings nur wenig Spielraum für Änderungen. Diese Spannungen führten mehrfach zu Aussprachen, in denen er sich an das gute Miteinander in Lübeck zurückwünschte. Wäre der Intendant des Wiesbadener Hauses Dr. Manfred Beilharz nicht hinter ihm gestanden, hätte er das Haus früher verlassen.

Mitglieder des Wiesbadener Extrachors, der aus semiprofessionellen Sängern besteht, beurteilten die Spannungen innerhalb des Hauptchors und zwischen den Chören als cliquengeprägt wie zickenhaft und sahen im für sie humorvollen und sympathischen Chordirektor einen hoch konzentrierten wie professionellen Musiker, der alles aus seinen Sängern herausholen wollte, um sie für die Bühne derart vorzubereiten, dass sie dem Druck jeder Aufführung stand halten könnten. Sein Perfektionismus forderte Fehler möglichst auf null zu reduzieren, ohne die Sänger dabei bei den Proben zu quälen. Es sei ihnen nicht aufgefallen, dass er Sänger/Innen bevorzugte – jeder wurde gleich behandelt, ausgenommen er erbrachte die Leistung nicht. Vom Hauptchor konnte niemand für eine objektive Kritik zu Langs Arbeit gewonnen werden – die Vorgeschichte hat die Fronten scheinbar bis heute nicht relativiert.

Es war Ioan Holender, „*der Guru weltweit unter den Operndirektoren*“ und bis 2010 Direktor der Wiener Staatsoper, der seiner Zeit in Wiesbaden ein wahrlich gekrönte Ende setzte. 2006 saß Holender bei einer Wiesbadener

Inszenierung von Verdis Macbeth im Publikum und war vom professionell einstudierten Haupt- wie Extrachor so sehr angetan, dass er Lang zu sich nach Wien bat.

„Wenn Sie ein Angebot der Wiener Staatsoper bekommen, vergessen Sie Wiesbaden schnell“. Seine Professionalität zeichnet es jedoch aus, dass er nicht sofort auf den Wagen nach Wien aufgesprungen ist, sondern erst ein Jahr später, als 2007 seine Bedingungen an die Wiener Staatsoper durchgesetzt gewesen waren. Er ließ in vielen Ferngesprächen und Besuchen den Probenplan der Chöre anpassen, da es für ihn indiskutabel war, wie wenig Chorproben für die nahezu täglichen Aufführungen der verschiedensten Opernstücke vorgesehen waren. Als der Probenplan stand und damit allen Sängern die Möglichkeit gegeben war, alle Opernstücke einstudiert zu bekommen, die auf dem Programm stehen, zog er mit seiner Familie nach Wien und setzte seiner beruflichen Karriere damit das i-Tüpfelchen.

Er erinnert sich an die krisenreichen Diskussion während des Umzugs der Familie, denn nicht nur seine Frau musste erneut ihren Job für seine Karriere aufgeben, die Kinder ihre sozialen Kontakte. Heute müsste er alleine umziehen - diese Gedanken erübrigen sich doch, da er sich „*angekommen fühlt*“.

Bei all dem Renommee, das er heutzutage erfährt, und der Nähe zu den Stars der Opernwelt wie Netrebko und Domingo genießt er zwar seine Position, aber wirkt kein bisschen arrogant. Ein wenig von dem Respekt, den er hier erhält, hätte er sich in Wiesbaden gewünscht.



*Chordirektor Lang während einer Probe*

Er beschreibt seine Zeit an der Wiener Staatsoper wie folgt: *„In Wien lebt man als Chordirektor ausschließlich in der Oper“*. Es ist erstaunlich, dass Lang trotz seiner durchgeplanten Jahre wenig ausgelaugt oder müde wirkt. Er erklärt seine Ausgeglichenheit und unerschöpfliche Energie damit, dass er das Glück habe, beruflich das machen zu können, was ihm Spaß mache. Da der Probenplan sehr eng ist und zu den Aufführungen in Wien regelmäßig Gastspiele im Ausland auf dem Programm stehen, er schon Stücke mit ausländischen Chören einstudiert hat, und sein Chor neben den Solisten Hauptakteur bei den Salzburger Festspielen ist, ist es unerlässlich, dass er sich im Kollegenkreis heimisch wie akzeptiert fühlt. Er kann sich kaum an Tage erinnern, an denen er bei schlechter Laune war oder sich wegen Krankheit vertreten lassen musste.

In der Summe hat Thomas Lang, der sich selbst als Optimist bezeichnet, nie Umwege gemacht, und nach nur zwei Stationen erreicht, wovon viele nur träumen können. *„Aber das gelingt in der Musik wie auch in anderen Berufen eben nur, wenn man sich zu 100% einsetzt“*.

Trotz der sehr intensiven Jahre hat ihn die Wiener Art ruhig gemacht, so kann er *„fünfe mittlerweile auch mal gerade sein lassen“*. Allerdings schätzt man umgekehrt seine deutsche Ordnung und Genauigkeit.

Optisch sieht man ihn seinen Erfolg wenig an, denn bis auf die Tatsache, dass er sich einen Burberry Mantel gegönnt hat und ein Fan von Apple-Technik ist, ist er natürlich geblieben – vielleicht wäre es anders, wenn er täglich von einem großen Fanaufgebot vor dem Opernhaus erwartet werden würde, wie es den Solisten regelmäßig ergeht.

Zuletzt gibt er jedoch zu, dass er nach fünf Jahren, an denen er 365 Tage lang für seine Chorleute da war, sich wenigstens einmal im Jahr nach ein wenig Abstand sehnt. Seinen Kindern hat er versprochen nur noch in diesem Jahr die Salzburger Festspiele im Juli und August zu betreuen, denn er möchte, bevor sie flügge werden, gemeinsam in die Sommerferien gehen. Überdies plant er sich peu à peu mehr um Organisatorisches zu kümmern und weniger Chorproben zu leiten.

Fragt man nach seinen Töchtern haben beide sehr unterschiedliche Zukunftsträume. Die Jüngere möchte keinesfalls Musikerin werden, die Ältere spielt trotz eigener Erfahrung, dass die Liebsten oft zu kurz kommen, mit dem Gedanken als Cellistin in die Musikbranche einzusteigen.

Bei der nach dem Interview anschließenden Opernaufführung klettert Lang auf eine Bühnenkonstruktion, um seinen Sängern mit einer kleinen Taschenlampe, die immer dabei ist, seine Einsätze im lichtschwachen Rücken der Bühne geben zu können. Auf dem Weg zu einer anderen Stelle, wo er seinen nächsten Einsatz geben muss, findet er einen Nagel: „*Das bringt Glück*“, strahlt er zufrieden.